



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Bader, Karl: Burgenzauber. 1

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

an Friedrich Baron de la Motte Fouqué“, 3. von R. J. Schütz, Halle, Februar 1822 „Zuruf an Beyde“. Wegen seiner erheuchelten Objektivität verdient dieser „Zuruf“ veröffentlicht zu werden, er ist für seinen Verfasser höchst bezeichnend.

Welch hehres Bild stellt meinem Blick sich dar!  
 Von seinen Felsenhöhn senkt sein Gefieder  
 Mit sanftem Flügelschlag, der mächtige Nar —  
 Zur Taube eines Tempels friedlich nieder.  
 Und wie der Dichtkunst Golbes Zauberband  
 Altar und Burgen liebend einst umwunden,  
 Schaun wir den Ritterdichter Hand in Hand  
 Dem priesterlichen Säng' er hier verbunden!

Heil Euch, Ihr Frommen, wandelnd in dem Herrn!  
 Der Kirche seyd Ihr Held und Priester beyde.  
 Allein von höhrem Dom strahlt Orpheus Stern,  
 Die Lyra, gleich herab auf Christ wie Heide.  
 Die Poesie ist Aller, wie das Licht!  
 Drum: gilt es Euch ein Urtheil über Goethen,  
 Den Dichter, der zur ganzen Menschheit spricht,  
 So seyd nicht Ritter, Priester, seyd — Poeten.

Nicht viel später ist eine recht fade Parodie „Autorbeichte von Schütz“ auf die „Generalbeichte von Goethe“.


Überschauen wir den ganzen Lebenslauf dieses R. J. Schütz, alle seine Irrungen und Wirrungen, und beurteilen wir nach dem Späteren das Frühere, dann müssen wir gestehen, Goethe hatte Recht gehabt, der Vater hätte den Sohn besser erziehen müssen. Zu dieser Erkenntnis führte R. J. Schütz auch den treuen Freund Gruber 1835 durch die Auseinandersetzung in der Vorrede zum zweiten Bande des Lebens von Chr. G. Schütz. Ul. Reifferscheid



## Burgenzauber

Von Karl Bader in Darmstadt

1

 in düst'rer Zauber umschwebt die trutzigen Mauern der altersgrauen Burgen, deren Türme allerorten in Deutschlands herrlichen Gauen an die entschwundenen Zeiten der Ritter und Säng' er, an Fehde und Turnier, an holde Burgfrauen und Minnedienst erinnern. Die Steine geschwärzt, von Frost und Regen zerklüftet, von stürmender Kriegerfaust gebrochen, von zehrenden Feuerzgluten geborsten, dauern sie dennoch durch die Sahrhunderte. Wie für die Ewigkeit gebaut, bilden sie Merkzeichen der Landschaften, Sage und Geschichte schlingen einen

immergrünen Kranz darum und lassen sie — die Zeugen längstvergangener Zeiten — noch heute vernehmlich zu uns Enkeln reden.

In diesen Worten hat Bodo Ebhardt, der viel beredete und viel befehlete Meister des Aufbaus der Hohenkönigsburg im Elsaß, alte Gedanken in neue, gefällige Form gekleidet und seinem stattlichen Werke über „Deutsche Burgen“ vorausgeschickt.

Burgenzauber?! Ein Begriff fähig, dem Geschichtsfreunde Gewissenspein zu schaffen; „auch der erklärte Widersacher bläßlicher Romantik und unfreier Rückwärtsgelüste“ (Scheffel) wird von ihm ergriffen, aber wer ihn empfindet und ausspricht, trägt ohne Zweifel Gefühle in die Betrachtung des Denkmals hinein, die sich nicht recht vertragen wollen mit den Ergebnissen ernster und gründlicher Forschung; gerade die Burgenkunde weiß, daß sie nichts oder wenig, aber sicher das eine weiß, daß das Leben in den besetzten Einzelfestungen des Mittelalters recht wenig erfreulich, behaglich und kurzweilig gewesen sein muß.

Aber er hat uns fest gepackt, der Burgenzauber, und will nicht loslassen.

Die Worte „Burg“ und „Ruine“ gehören nun einmal, für uns Deutsche besonders, zu den Begriffen, von denen so unvergleichlich Herman Grimm sagt, sie trügen etwas von einer Zauberformel in sich. „Man spricht sie aus, und wie der Prinz in dem Märchen der Tausend und eine Nacht fühlt man sich vom Boden der Erde in die Wolken steigen. Nichts Bestimmtes, keine einzelnen Gestalten erblicken wir, aber Wolkenzüge, aus herrlichen Männer=scharen gebildet, ziehen am Himmel hin.

Nun aber treten wir näher und wollen die Dinge deutlicher betrachten. Da erkalten die glühenden Bilder und werden trübe und nüchtern. Wie überall gewahren wir auch hier den Kampf der gemeinen Leidenschaften, Ärger, Wehmut und Trauer stellen sich ein an die Stelle der Bewunderung, die uns zuerst bewegte. Und dennoch was ist das? Indem wir uns abwendend von weitem einen Blick zurückwerfen, da liegt der alte Glanz wieder auf dem Bilde, und eine schimmernde Ferne scheint das Paradies trotzdem zu entfalten, zu dem es uns hinzieht. . . .“

Freilich nicht zu allen Zeiten haben die erhaltenen Reste der Wehr- und Wohnbauten vergangener Jahrhunderte diese Sprache geredet, die heute jeden entzückt, dem empfänglicher Sinn für geschichtliche Dinge zu eigen ist. Ihre Klänge ertönen natürlich erst seit den Tagen, wo die Burgen aufhörten, hochgetürmte, uneinnehmbare Wohnstätten zu sein, wo die Fortschritte im Gebiet des Geschützwesens die dem frühern Mittelalter völlig unbekannte Fernwirkung der Geschosse gebracht hatten, wo endlich die Städte im Kampf um die Sicherung des Handelsverkehrs Talsperrern brachen, Raubnester aushoben und dem Erdboden gleich machten. Und wer sich vorstellt, wie eng, dunkel, unwirklich diese Wohnstätten waren, wie unsagbar eintönig das Leben der Inassen, mit wenig Ausnahmen, gewesen sein mag, der versteht, wie der Zug nach der Stadt schier unwiderstehlich über die Bergeshöhen einherbrauste und mit sich forttrieb. Das

„werliche hus“ des Mittelalters hatte sich überlebt. Ritter und Knechte zogen zu Tal, wo das Leben kurzweiliger einging, wo erhöhte Sicherheit und Bequemlichkeit ihrer harzte, und in Höhen- und Wasserburgen blieb höchstens ein Wächter zurück, oder auch das letzte menschliche Wesen zog ab. Ungenügend unterhalten oder völlig vernachlässigt barsten und stürzten die Türme, zerklüfteten die Mauern, Bäume und Gesträuche überwucherten die vordem absichtlich fahl gehaltenen Stellen an der Burg und rings um sie, Palas und Kapelle verdarben, dienten den niedrigsten landwirtschaftlichen Zwecken oder wurden zu bequemem, billigem Steinbruch entweiht. Statt Wächterrufs lautlose Ruhe, kurz, wie Umland singt:

Drinne ist es öd und stille,  
Im Hofe hohes Gras in Fülle,  
Im Graben quillt das Wasser nimmer,  
Im Haus ist Treppe nicht noch Zimmer,  
Ringsum die Geiranken schleichen,  
Zugvögel durch die Fenster streichen.

Gestein und Zeit beginnen ihren hier kurzen, dort hartnäckigen Streit, Berchfrit und Kemenate, die ganze Burg wird zur Ruine, entweder „der Zeit steinern stillen Hohn gelächter“ oder verschwindet völlig in Asche und Schutt.

Doch, wo der Mensch gewichen war,

Da zog der Uhu als Burgherr ein  
Und mit ihm als Knappen die Eulen

oder wohl gar ähnlich unheimliches, lichtscheues Gesindel, aber ohne Fleisch und Bein: Gespenster, Geister und Spuk; die einsame Burgstelle wird zum verrufenen, ängstlich gemiednen Platz, allen Schätzen gleißenden Goldes, die angeblich in ihrer Tiefe ruhen, zum Troß. Da nun obendrein von einer Wanderlust in unserm Sinne früher gar keine Rede sein kann, so kam auch kaum ein Naturfreund an jene dem Verfall preisgegebenen Stätten, und niemand brachte die Kunde vom Zerfall der Zeit und die Anregung zur Abhilfe in die Stadt hinab. Da sogar — und das ist eine höchst merkwürdige Erscheinung — als dann später gewandert wurde, und die Romantik in höchster Blüte stand, pries man wohl in langen, hochpoetischen Ergüssen die versunkne Pracht, aber keine Hand regte sich, die Reste der Baudenkmäler aus der Burgenzeit vor weiterm Verderb zu schützen.

Denn, um das Seltsame fast unglaublich zu machen: nicht die Zeit unsinniger Schwärmerei für das Mittelalter brachte den Burgruinen Rettung, nein, das blieb dem Zeitalter des Dampfes, der Maschinen und der Elektrizität vorbehalten. Auch hier nur allmählich. Als schon die Wiederaufnahme der Dombauten des Mittelalters aufs eifrigste betrieben und durch Studien vorbereitet wurde, war die Profan-, besonders Burgenbaukunst noch ein Stiefkind der Architekten, denn sie schuf ja keine steinernen Lobgesänge zu des Höchsten Ehre,

sondern sehr irdischen Zwecken der Selbsterhaltung dienende Nutzbauten auf knappem Raum, mehr trozig und fest als gefällig oder gar schön. Erst die planvolle, gleichmäßige Erforschung der Kunstdenkmäler der deutschen Lande und das Streben, sie womöglich in gesetzlichen Schutz zu stellen und so endgiltig der Nachwelt zu erhalten, brachte Abhilfe und den Burgresten Gleichberechtigung neben Domkirchen und Bauernhäusern.

In den Reihen der für tatkräftige Denkmalpflege eintretenden Männer aber schloß sich, ein Kreis im Kreise, wiederum eine Anzahl solcher zusammen, die besonders unter dem Banne des Burgenzaubers stehn und seiner Erhaltung wie der Verbreitung des Verständnisses seiner Reize im Volke Förderung aller Art angeheißen lassen wollen: die 1899 ins Leben getretne „Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen“ mit ihrem, recht sinnig, der „Burgwart“ genannten Fachblatt und ihren burgenfrohen Festen auf der Marksburg am Ufer des Rheins. Und es ist eine Schar, nicht hindämmernder Phantasten und Träumer, sondern mit Feder und Spaten gleich vertrauter Gelehrter und Burgenfrennde in die so lange verlassenen Hallen eingerückt; Ketten, was vor Verwitterung und Verfall zu retten ist, heißt ihre Losung; es regt sich allenthalben frisch im deutschen Land, und es steht zu hoffen, daß liebevolle Pflege der steinernen Zeugen einer längst entschwundenen Zeit in der Gegenwart Erfolge erringen und reiche Früchte in der Zukunft unsers Volkes ernten werde.

Das Ziel ist deutlich bezeichnet, nur über die Wege gehn die Meinungen oft weit auseinander, besonders bei denen, die als Bauverständige die Frage der Erhaltung als Ruine oder des Wiederaufbaues zu erwägen und zu beurteilen haben.

Da hat sich denn eine mitunter gesunde, mitunter aber auch der Sache schädliche Polemik entwickelt, und wir brauchen nur an den Wiederausbau der Hohkönigsburg zu denken, wenn wir erfahren wollen, daß die Feuerschlünde im Kampf der Ansichten noch nicht verstummt sind. Eine Burg wieder erstehn zu lassen, ist kein leichtes Geschäft; das hat zum Beispiel schon der Gießener Professor Hugo von Ritgen an sich erfahren und andern bewiesen, als er die jedem Deutschen geläufige Burg des Lichts, das hell von der hehren Gestalt der heiligen Elisabeth und Martin Luthers markiger Persönlichkeit ausstrahlt, die Wartburg, auf- und ausbaute. Wer hätte nicht die Für und Wider verfolgt, die vorgebracht wurden, als Bodo Ehardt für unsern Kaiser die Pläne zum Wiederaufbau der schon erwähnten Hohkönigsburg fertigte; als vollends in dem noch unendlich volkstümlichern Heidelberger Schloß der Ottheinrichsbau Gefahr lief, zu verfallen oder verschlimmbessert zu werden, da ging eine die weitesten, nicht bloß badische oder speziell künstlerische Kreise ergreifende Bewegung durch das deutsche Volk. Wer sich einen annähernden Begriff machen will, wie weit die Wellen schlugen, der lese einmal im vierten Bande der „Mitteilungen zur Geschichte des Heidelberger Schlosses“ nach, wo sich der Niederschlag aller zu jener Angelegenheit getanen Äußerungen auf nicht

weniger als 238 Seiten gedrängt gesammelt findet: ein Chaos von Meinungen, Empfindungen, Warnungen, Wünschen. Allen gemeinsam eine treibende Kraft, die pietätvolle Erhaltung der ehrwürdigen Reste vergangener Zeiten gebieterisch heischt: nichts andres im Grunde als der Burgenzauber, und je nachdem er so oder so entzückt, fällt auch die Antwort auf die Frage aus: Ruinenerhaltung oder Ausbau.

Wenn etwas Sache des Gemüths ist, so ist es unser Empfinden im Anblick eines solchen herrlichen Baudenkmals, in das Jahrhunderte ihre Zeichen wie in ein steinern Stammbuch eingeschrieben haben. Da aber kein Empfinden eines Menschen dem eines andern gleicht, so wenig wie ein Blatt dem andern, so brauchen wir zur Lösung des Rätsels, warum es auch hier nicht ohne Streit und Zank abgehn kann, keinen Schlüssel mehr. Man wird niemals eine allgemein befriedigende Abgrenzung der Gefühle finden und aussprechen können, die ausgelöst werden, wenn wir in Halle und Saal, Turm oder Verlies herumwandelnd den „Odem der Vergangenheit“ um uns spüren; nicht definieren wird man, sondern nur die verschiedenen Farben registrieren, in denen der Begriff des Burgenzaubers im Laufe der Jahre geschillert hat, und sich die auswählen, die dem eignen Empfinden am nächsten kommen.

Sehr mit Recht hat man gesagt (Krollmann im „Burgwart“ I, 78), in eine mittel- oder süddeutsche Landschaft gehöre notwendig vor unser geistiges Auge eine ragende Burg oder eine einsame Ruine. Ebenda können wir auch lesen, das ästhetische Wohlgefallen an Burgresten komme daher, daß das in den meisten Fällen sehr augenfällig liegende Bauwerk mit seinen ausgeprägten, geraden und eckigen Linien einen angenehmen Gegensatz zu den meist runden und fließenden Konturen des Berglandes bilde, seine Masse biete dem Auge einen erwünschten Ruhepunkt. Das eigentlich Romantische scheine auf ein Erinnerungsgefühl zurückzuführen zu sein. „Bei den meisten Menschen werden diese Gefühle um so romantischer sein, je unbestimmter sie sind. Gedanken an die Vergänglichkeit alles Irdischen, ein wenig Träumerei von einem phantastischen Mittelalter, mehr gibt uns auch ein Säger wie Eichendorff nicht!“

Dieses ist in der That eine treffende Erklärung der Gefühle, mit denen die breite Masse der zahllosen Menschen, die jetzt Burgruinen erschauen oder ersteigen, diese betrachten. Denken die einen dabei an die Stunden des Friedens und beleben den Raum, unter der Burglinde ruhend, mit Gestalten aus der Blütezeit des Rittertums, so schweifen andre im Anblick der Schießscharten, Pechnasen und Bollwerke mit ihren Gedanken in die Zeit, wo Wall und Graben sichrer waren als Worte und verbrieft Geleit. Der Reiz wird erhöht durch die befriedigte Wanderlust, die reine Luft in der Höhe des oft nur mühselig zu erklimmenden Berchfritz, den weiten Blick in deutsches Land über Wälder und Höhen, Berg und Thal. Neuerdings, wo auch an den entlegensten Plätzen für des Leibes Notdurft gesorgt ist (freilich an Burgplätzen nicht immer zur Freude des Gesichtsfreunds), mag die Liebe zur Burg bei manchem

auf dem Umwege durch den Magen zum Herzen gedrungen sein, und der Nebenfaß am burgenbesäten Rheinstrom dürfte hier sein redlich Teil getan haben und tun.

Ganz anders dagegen wird es im Kopfe eines Bauverständigen aussehen, der, sei es im Geiste, sei es in Wirklichkeit, neu schaffen will, was die Zeit, Elemente und Menschenhände so grausam vernichtet haben. Da sind es Zahlen und Maße, keine Gefühlsduselei, aber Freude an den Formen und Linien, an Bogen und Säulen, ein prüfender Blick nach verschütteten Bauteilen, die Mauerverbandstechnik und die Haltbarkeit des Materials, was ihm den Sinn bewegt. Und wenn er dann im Anblick der wuchtigen, gewaltig getürmten Boffenquadern nachempfindet:

Selbst im Versinken noch zeuget der Burgen altes Gemäuer  
Von dem eisernen Sinn derer, die es gebaut,

so ist das noch ein erlaubter Rückschluß auf vergangne Tage. Weniger statthaft und wünschenswert aber ist vom Standpunkt der historischen Wahrheit die so sehr beliebte Weise von der „guten alten Zeit“ voll Edelsinn und Biederkeit und ihrer schönsten Verwirklichung auf Bergesgrat oder im Tale hinter Graben und Wall, im Burgbereich. Wir wissen jetzt, gottlob, daß alle Zeiten gut und schlecht waren, daß die Freuden und die Leiden der Menschheit immer im Grunde dieselben sind und bleiben, und wenn überhaupt ein Vergleich angebracht wäre, so könnte der viel eher zugunsten unsrer Tage ausfallen.

Völlig im Banne dieser „guten alten Zeit“ stehn noch die Worte: „Das Herumwandeln auf den Trümmern alter Burgen, den ehrwürdigen Wohnsitzen längst verschwundner Generationen, hat immer etwas Feierliches, ich möchte sagen, Heiliges, das jedes Gefühl unwillkürlich ergreift, und der Anblick dieser stillen, ehrfurchtgebietenden Zeugen früherer Geschlechter, mit seiner ganzen Masse von Erinnerungen, versenkt das Gemüt so leicht in jene melancholische Schwärmerei, die, der Gegenwart vergessend, die Schatten der Vorwelt aus ihren Gräbern hervorruft.“

Dieser Geist durchweht die zehn Bände des Werkes von Friedrich Gottschalk über „Die Ritterburgen und Bergschlösser“, das im neunzehnten Jahrhundert wohl das meistgelesne Buch über diesen Gegenstand gewesen ist, bis erst vor wenigen Jahren die Schriften von Piper (1895), Bodo Ehardt (1900) unter andern den höchst nötigen und ersetzten Ersatz gebracht haben, freilich nicht, ohne unter den vorher oft sehr kritiklos aufgenommenen und weitverbreiteten Irrtümern und Fehlern gründlich und erbarmungslos aufzuräumen.

So freudig die Forschung dieses begrüßt, so berechtigt ist aber der Wunsch, daß darum doch fortan der Born nicht ganz versiegen möge, aus dem die Verkünder des Burgenzaubers schöpften und schöpfen.

Schier endlos ist die Reihe der Poeten, die, von unsern Bergschlössern und Burgen gewaltig angeregt, ihrem dichterischen Empfinden den freiesten Lauf

gelassen haben, ob sie nun in Gedichten, Prosa und Romanform eine bestimmte Burg zum Schauplatz ihrer Erzählung wählen (man denke an den Ekkehard und den Hohentwiel bei Scheffel, als ein Beispiel für viele) oder, ohne eine besondere Burgstätte im Auge zu haben, ausplaudern, was ihnen zwischen eisen-umrankten Mauertrümmern im Abendrot der alte Burggeist erzählt hat. Alle diese dichterischen Verherrlichungen einmal im Zusammenhang zu betrachten, wäre eine dankbare, wenn auch zum Teil schon gelöste Aufgabe. Ein Riesenlager von Material für Dichter und Novellisten liegt vor uns, wenn wir durchstöbern, was auf Burghalden schon alles geträumt und gereimt, gesucht und gebucht worden ist. Neben vielem wertlosen, unechtem ist auch eine Reihe tiefempfundener und herrlich ausgedrückter Gedanken dabei vertreten.

Je weniger wir verbürgtes wissen vom wirklichen Leben des Alltags in einer Burg des Mittelalters, um so mehr wurde erfunden, je fester verrammelt das Tor des Kastells dem Feind entgegenstarre, desto weiter öffnete es sich später für Vermutungen und poetische Ausschmückung. Neben Taten und Geschehnissen in Balladen und Romanzen bringen die Dichter der Burgenschönheit auch bloße Stimmungen und Empfindungen im lyrischen Gewande.

Ein Gedanke, der sie — wie schon gesagt worden ist — fast ausnahmslos gleich stark ergreift, ist der an die Vergänglichkeit alles Irdischen; da singt zum Beispiel Christoph August Tiedge:

So ödet dunkel trauernd  
Die alte Burg herab  
Und predigt: nichts ist dauernd,  
Und ruhig nur das Grab.

Nicolaus Lenau bringt denselben Gedanken in etwas gefälligerer Form zum Ausdruck in den Worten:

Vom Berge schaut hinaus ins tiefe Schweigen  
Der mondbeseelten schönen Sommernacht  
Die Burgruine; und in Tannenzweigen  
Hinseufzt ein Lüftchen, das allein bewacht  
Die trümmervolle Einsamkeit,  
Den hängen laut: „Vergänglichkeit“.

Und da dem Poeten nicht mit toten Steinmassen gedient ist, wenn er sie nicht nach seiner Art bevölkern kann mit Menschen aus Fleisch und Bein, voll Lieb und Treu, Haß und Neid, so ziehen allgemach in hellen Haufen die Gebilde seiner Phantasie den Burgweg hinan und halten sieghaften Einzug von der Zinne des Berchfrits bis in die dunkelsten Räume des Verlieses, ja durch unterirdische Gänge bis tief in den Burgberg hinein.

Daß Zinnen und Minnen sich trefflich reimt, kam den Dichtern des Burgenzaubers gerade recht. Wohnt doch in winddurchtoster Höhe der Wächter, sorglich spähend, die Zeit meldend und Gefahr verkündend mit seines Hornes

Schall. Die Weise, mit der er von der Zinne den Tag begrüßt, das Tageslied, ist ja geradezu eine besondere Gattung des Minnesanges geworden, und seine Klänge zeigen uns den Wächter, der als Hüter des Schlafes der Bürgerbewohner der treueste der Treuen sein sollte, auch in jener so eigentümlichen, aber hochpoetischen Stellung als Beförderer verbotner Minne, indem er den Ritter, der für des Burgherrn Frau in Liebe erglüht ist, einläßt und rechtzeitig an den Abschied gemahnt.



## Über Moskau heimwärts

Reiseerinnerungen von H. Coepfer



ach einer viertägigen Fahrt läßt man sich ein paar Stunden Aufenthalt in einer so netten Stadt wie Drenburg gern gefallen. Nach Erledigung der Gepäckschwierigkeiten und Einrichtung einer ordnungsmäßigen Wache sausten wir zu Schlitten in die durch Pugatschoffs Aufstand gegen die zweite Katharina und als Tauschhandelsplatz für den innerasiatischen Handel einstmalig so berühmte Vorstadt des Russentums gegen Asien hin. Sie hat als Handelsplatz schon durch die mittelasiatische Eisenbahn ungemein verloren, und der große Tauschhof fünf Kilometer von der Stadt steht verödet. Noch kauft man preiswert seidne Tücher und dieses oder jenes orientalische Erzeugnis, aber den letzten Teil seiner Bedeutung wird Drenburg an die vorgehobnen asiatischen Märkte abgeben, sobald der regelmäßige Verkehr zu den Staffeltarifen der russischen Eisenbahnen auf der neuen Strecke endgiltig eröffnet ist. So zeigt sich Drenburg jetzt als sehr anständige Ausgabe des Typus der russischen Gouvernementshauptstädte, die sich besonders gut unter der schützenden, alle Unsauberkeit verhüllenden Schneedecke und mit dem regen Verkehr der bunten, ein-, zwei- und dreispännig gefahrenen Schlitten, der geschmückten, glöckchenbehangnen Troiken ausnehmen. Nur noch eine Moschee mit spitzem Minaret macht Zugeständnisse an den mohammedanischen Osten; wenige Kamelzüge erinnern an die schöne Zeit, in der sie das Monopol des Verkehrs hatten; große viereckige Kaufhöfe endlich erscheinen als verbesserte Karawanjereien. Aber die fremdartigen Menschen haben dem Musjik Platz gemacht, der in seiner Stumpfnasigkeit mit dem unter dem umgestülpten Topf geschnittenen Haupthaar, dem Halbpelz oder dem wattierten Schoßrock mit buntem Kuschak, der viereckigen Pelzmütze und den langen Stiefeln auch kein übermäßig schöner Vertreter des Menschengeschlechts ist. Der arme Musjik, was hat er alles erdulden müssen, welch hoffnungsloses Mühen ist ihm durch die jeden Fortschritt hemmende Besitzordnung bei der Aufhebung der Leibeigenschaft, durch die Aufhalsung der